

**UTE PLANERT, DIETMAR SÜSS, MEIK WOYKE (Hg.):**

**Sterben, Töten, Gedenken.** Zur Sozialgeschichte des Todes (Einzelveröffentlichungen aus dem Archiv für Sozialgeschichte, 5). Verlag J.H.W. Dietz Nachf., Bonn 2015. 314 S., 15 Abb. ISBN 978-3-8012-4246-6, 22,00 €

Der vorliegende Band versammelt Beiträge aus dem weiten Themenfeld des gesellschaftlichen Umgangs mit dem Tod; hier fokussieren alle Aufsätze auf eine sozialgeschichtliche Perspektive. Die Autorinnen und Autoren sind überwiegend Historikerinnen und Historiker, ergänzt werden die Texte durch einige eher kulturwissenschaftlich fundierte Beiträge.

Der einleitende Beitrag von Ute Planert und Dietmar Süß: „Nichts ist umsonst. Anmerkungen zu einer Sozialgeschichte des Todes“ fasst in prägnanter Form die Grundzüge einer europäischen Geschichte des Todes von der Antike bis zur Gegenwart zusammen. Die Autoren stellen Bezüge zu philosophischen und theologischen Entwicklungen ebenso wie zu historischen Ereignissen wie Epidemien und Kriegen her und perspektivieren dabei ihren für den gesamten Band verfolgten Ansatz einer Sozialgeschichte des Todes. Nach dieser grundlegenden Einführung folgt die Struktur des Bandes einer chronologischen Ordnung. Die ersten vier Artikel zeigen an sehr unterschiedlichen Beispielen die Bedeutung des 19. Jahrhunderts für die zentralen Wandlungsprozesse im Umgang mit dem Tod in der Moderne.

Status, Prestige und Distinktion als spezifisch bürgerlichen Habitus analysiert Anna-Maria Götz anhand der materiellen Friedhofskultur des 19. Jahrhunderts. Ihre Beispiele aus Paris, Hamburg und Wien demonstrieren überzeugend den tiefgreifenden Wandel der Bestattungskultur in dieser Zeit. Im 19. Jahrhundert wird der Friedhof zu einem „Accessoireraum“ des Bürgertums: Raumgestaltung, Raumeignung, die Lenkung des Blicks, Motivik und Material von Grabmalen, die Grabgestaltung sind „Seismograph(en) bürgerlicher Identität“ (S. 40) und lassen sich als Bourdieusche „feine Unterschiede“ im Kontext einer heterogenen bürgerlichen Kultur und ihrem Habitus lesen.

Henning Türk führt mit seiner Mikrostudie ins pfälzische Deidesheim zwischen 1848 und den 1850er Jahren. Die Kleinstadt dient ihm exemplarisch zur Widerlegung der These, bürgerliche Memorialstiftungen des 19. Jahrhunderts seien ein ausschließlich großstädtisches Phänomen. 1848 stirbt Andreas Jordan, Weingutsbesitzer, der die französische Besatzung klug nutzte, um seinen Besitz zu vergrößern, seine Produkte qualitativ zu verbessern und durch Bildung, Habitus und politisches Engagement zur führenden Familie des Ortes aufzusteigen. Seine Kinder bauen ihr Erbe aus und repräsentieren über Memorialstiftungen zur Erinnerung an ihren Vater gezielt bürgerliches Selbstverständnis. Der gestiftete Andreas-Brunnen, eine Kleinkinderbewahranstalt und auch die eher kleinere Marien-Stiftung zur Förderung von Mädchenbildung vermitteln bürgerliche Werte und Ziele wie Ordnung, Bildung und Fleiß, dienen im lokalen politischen Kontext dem Gemeinwohl, fördern öffentliche Hygiene und Modernität sowie öffentliche Bildung für Kinder unterprivilegierter Familien, beziehen aber auch deutlich antiklerikal Stellung im Kulturkampf – wobei anhand der sehr differenziert analysierten Quellen deutlich wird, dass eine antiklerikale Haltung nicht gleichzeitig antikirchlich oder antikatholisch bedeuten muss. Beispielsweise entwickelt sich mit Unterstützung der Stifter ein Brauch, der personale Erinnerung mit Heiligenverehrung verbindet: Am 30. November, dem Andreastag, ziehen die Kinder des Ortes zu dem mit Blumen geschmückten Andreasbrunnen und erhalten dort eine Brezel – dieser Brauch wird in Deidesheim bis heute praktiziert. Heinrich Türk zeigt mit dieser Studie weitere Facetten des komplexen Memorialwesens auf und spezifiziert dieses in Bezug auf Formen, Funktionen und Bedeutungen für die bürgerliche Kultur des 19. Jahrhunderts.

Moritz Buchner nimmt eine Illustration einer populären italienischen Zeitschrift des 19. Jahrhunderts zum Ausgangspunkt seines Beitrags. Das Bild zeigt einen Trauerzug einer Kinderbestattung in Neapel: Der geschmückte Sarg wird offen zur Kirche getragen, Kinder werfen Blumen auf den Leichnam. Der zeitgenössische begleitende Text kritisiert die hier dargestellte Trauer- und Bestattungskultur als unpassend, unzivilisiert und primitiv – eine Kritik, die im Kontext politischer Diskurse um nationale Identität in Italien auf viele Bereiche des öffentlichen wie privaten Lebens der südlichen Provinzen bezogen wird. Buchner zeigt hier, dass es sich in erster Linie um die Durchsetzung eines bürgerlichen Wertekanons handelt, der gerade den Umgang mit Emotionen in hohem Maße kontrolliert und normiert. Dabei werden sowohl soziale als auch Geschlechtsunterschiede konstruiert, der Umgang mit Tod und Trauer wird – auch außerhalb Italiens – zu einem zentralen Element eines bürgerlichen Emotionskanons, der von Kontrolle, Innerlichkeit und dem Rückzug ins Private gekennzeichnet ist.

Norman Aselmeyer untersucht autobiographische Texte von Arbeiterinnen und Arbeitern im Zusammenhang mit der Hamburger Choleraepidemie. Die deutlich überproportional hohe Todesrate unter der armen Bevölkerung des Hamburger Arbeitermilieus wurde von zeitgenössischen Beobachtern aus dem Bürgertum häufig mit Verhaltensformen und Einstellungen verbunden, mit denen diese Bevölkerungsgruppe stereotyp charakterisiert und marginalisiert wurde: Fehlverhalten, Leicht-

sinn, mangelnde Hygienestandards, Fatalismus. Aselmeyer zeigt anhand autobiographischer Quellen auf, wie die Krankheit wahrgenommen wurde, welche medikalen Praktiken vollzogen wurden und welche Unterschiede in der Einstellung zum Tod zwischen Arbeitenden und Bürgertum sichtbar werden. Seine Interpretation im Zusammenhang mit anderen Quellen verweist auf die vielschichtige Dynamik der Hamburger Choleraepidemie, die in erster Linie aufgrund des katastrophalen Krisenmanagements der Behörden eskalierte. Schichtspezifische Unterschiede im Umgang mit Gesundheit und Krankheit hatten vor allem strukturelle Ursachen: Wohnungsmangel, Minderversorgung, Armut und Mangelernährung sorgten im Zusammenspiel mit der Verseuchung des Trinkwassers und konträr argumentierenden medizinischen Schulen für die hohe Sterberate vor allem unter der armen Stadtbevölkerung. Diese Zusammenhänge zeigen deutlich, dass „Krankheit und Tod“ immer auch „Ausdruck sozialer Ungleichheit“ (S. 109) sind.

Der grundlegende Ansatz der „hygienischen Volksbelehrung“, mit der sich Sebastian Weinert in seinem Beitrag befasst, setzt genau hier an: Um Krankheit und Tod als Gefährdung der nationalen Leistungsfähigkeit möglichst zu verringern, versuchten Medizin und Politik der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in allen Staatsformen dieser Zeit die Bevölkerung von einem gesundheitsfördernden Lebensstil zu überzeugen. Vor allem die großen Hygieneausstellungen im Kaiserreich, Weimarer Republik und Nationalsozialismus setzen dabei Tod und Sterben in Narrativen, Bildern, Objekten und Inszenierungen strategisch ein. Die Gesundheitsausstellungen waren in ihrer Zielsetzung ambivalent: Einerseits dienten sie der Popularisierung und Verbreitung medikalen Wissens, damit auch seiner Demokratisierung. Andererseits zielten die Ausstellungen auf Normierung und Erziehung. Die wichtigsten Themen, an denen „richtiges“ Verhalten vorgeführt wurde, waren Säuglingspflege, vor allem das Stillen, Infektionskrankheiten, die sogenannte Kurpfuscherei und der Umgang mit Alkohol und Tabak. Der Nationalsozialismus griff die hygienische Volksbelehrung fast unverändert auf, allerdings mit einer wirkmächtigen Verschiebung hin zu völkisch-rassistischen Ideologisierung und einem ebenso folgenreichen Perspektivwechsel in Bezug auf Behinderungen: „Nicht mehr die ‚Fürsorge für Erbkrankte, für Asoziale, sondern die Pflege und Förderung des Erbgesunden““ (S. 122) war das Ziel, zu dem das Konzept eines gesunden, rassistisch „reinen“ Volkskörpers gehörte, aus dem alles andere auszumerzen war.

Diesem quasi vom 19. ins 20. Jahrhundert überleitenden Beitrag folgen zwei Texte, die sich mit sozialen Aspekten des Todes in der Zeit des Nationalsozialismus befassen. Die Toten, um die es geht, könnten gegensätzlicher nicht sein. Michael Becker und Dennis Bock nehmen mit den so genannten „Muselmännern“ eine besondere Gruppe in den NS-Vernichtungslagern in den Blick, während daran anschließend Nina Janz den Umgang mit dem Soldatentod im Zweiten Weltkrieg untersucht.

Becker und Bock befassen sich in ihrem Beitrag „Muselmänner“ und Häftlingsgesellschaft“ mit den sozialen Strukturen in NS-Konzentrationslagern, die von Tod und Sterben determiniert waren. Als „Muselmänner“ wurden Insassen bezeichnet,

wenn sie durch Hunger, körperliche Ausbeutung, Krankheit und Schwäche in einen physisch und psychisch wirksamen Zustand kurz vor dem Tod eintraten: Körperlich massiv geschwächt, apathisch und gleichgültig werden sie zu lebenden Leichen, die vor dem physischen Tod den sozialen Tod in der sozialen Struktur der Häftlingsgesellschaft erleben. Mit den Kategorien Raum und Zeit analysieren die Autoren anhand autobiographischer Erinnerungstexte diese soziale Struktur in ihren Ausdrucksformen und Funktionen, mit dem „verdauerte[n] Sterben“ (S. 179) umzugehen. Die Perspektive auf die Gruppe der „Muselmänner“ offenbart deutlich die Strategien der Entmenschlichung und absoluter Vernichtung im Nationalsozialismus.

Nina Janz zeigt die bereits vor Kriegsbeginn geplante Art der Inszenierung des Kriegstodes durch das NS-Regime, in der „gefallene“ Soldaten als Helden und Opfer stilisiert wurden. Die scheinbare Fürsorge des Staates für eine „ehrvolle“ Bestattung der Gefallenen sowie eine „geordnete“ Kommunikation des Todes an die Angehörigen diente in erster Linie der Herstellung eines bestimmten Bildes des Kriegstodes und konnte in der Realität des Krieges nicht entsprechend umgesetzt werden. Diese Realitäten wurden im „Kult um die Toten“ ausgeblendet oder mythisiert: als Nibelungenkampf, Frontgemeinschaft und Heldentod. Ideologie wie Realität haben bis heute Folgen für die Lebenden; diese Perspektive auf Erinnerungskulturen verbindet die folgenden beiden Beiträge von Lu Seegers und Ann Kathrin Düben.

Mit Erinnerungs- und Lebensgeschichten der „vaterlosen Kinder“ hat Lu Seegers dichtes und eindrucksvolles Material zur Sozialgeschichte der „Kriegskindgeneration“ gesammelt; ihr gelingt eine beeindruckende Darstellung der Bedeutung des Kriegstodes des Vaters für die weiterlebende Familie in den unterschiedlichen politischen Systemen in Ost- und Westdeutschland sowie vergleichend in Polen. Der Tod des Vaters bildet eine Leerstelle im Gedächtnis der betroffenen Personen, die ge- und überprägt wird von Familiengedächtnis, von Erzählgemeinschaften innerhalb von Familienmitgliedern, Freunden und einem weiteren sozialen Umfeld, von lokalen wie nationalen Erinnerungskulturen, medialen Darstellungen und individuellen Selbstdeutungen.

Die Komplexität von Erinnerungskulturen und ihre Abhängigkeit von spezifischen Deutungshoheiten zeigt der Beitrag von Ann Kathrin Düben, die den Umgang mit den Friedhöfen der sogenannten Emslandlager in den Kontext einer sich wandelnden nationalen Erinnerungskultur stellt. Diese wirkt als erinnerungspolitische Praxis, die Vergangenheit mit spezifischer Funktion zur Legitimation der Gegenwart deutet und inszeniert. Die Diskussion um die Opferhierarchisierung und -selektion, die durch die Proteste ehemaliger Gefangener der Emslandlager ausgelöst wurde, führte zum Bruch der durch Verschleierung, Leugnung und Verschweigen gekennzeichneten Erinnerungskultur der bundesrepublikanischen Nachkriegsgesellschaft und zur Entwicklung eines pluralen und kritischen Erinnerungsdiskurses.

Die Rolle staatlicher Behörden und die Konflikte mit bürgerschaftlichem Engagement werden auch im anschließenden Beitrag von René Schlott, „Die Todesopfer an der Berliner Mauer. Ereignis und Erinnerung“, deutlich. Für die politischen Entscheidungsträger in der DDR war der Wunsch, das Land zu verlassen, Verrat, die

Umsetzung in einem Fluchtversuch ein schweres Verbrechen. Grenzsoldaten waren angewiesen, von der Schusswaffe Gebrauch zu machen, „die Vereitelung von Fluchtversuchen wurde im Regelfall prämiert: mit Orden, Geld- oder Sachzuwendungen und Beförderung“ (S. 265). Im Westen galten die Toten als Opfer eines unmenschlichen Systems, mit Erinnerungszeichen und -ritualen wurden sie (vor allem in westdeutscher Presse) zu Märtyrern stilisiert. Nach Ende der DDR und Wiedervereinigung folgten in den 1990er Jahren Strafprozesse gegen ehemalige Grenzsoldaten und die politisch Verantwortlichen, die Schlott als Indizien der fortgesetzten System- und Erinnerungskonzurrenz wertet. Für die Gegenwart diagnostiziert der Autor „Anzeichen dafür, dass sich das Gedenken an die Mauertoten von den noch im Kalten Krieg geprägten Antagonismen löst und in neuen, zeitgenössischen Referenzrahmen verhandelt wird“ (S. 277).

Der abschließende Beitrag von Florian Geitner untersucht Ratgeberliteratur zu Tod und Sterben seit den 1970er Jahren. Die Vermittlung von Wissen über Tod und Sterben aus unterschiedlichen Perspektiven (medizinisch, psychologisch, sozialwissenschaftlich, esoterisch) interpretiert der Autor als neue Form der *ars moriendi* und den Versuch einer zeitgenössischen Definition des „guten“ Todes.

Den fast durchgängig exzellenten Aufsätzen, die jeweils überzeugende und materialgesättigte Einblicke in aktuelle Forschungsarbeiten ihrer Autor\*innen bieten, sind im Anhang kurze und präzise Zusammenfassungen in englischer und französischer Sprache beigefügt. Biographische Informationen zu den Autor\*innen beschließen diesen informativen und anregenden Band.

Dagmar Hänel, Bonn

<https://doi.org/10.31244/rwz/2020/21>